

Dieter Höss

Der Kölner Witz

Wo kommt er her?
Wo führt er hin?

Inhalt

Vorwort	7
Der familiäre Witz	11
Der Witz der kleinen Leute	22
Der Stammtischwitz	35
Der Urlauberwitz	46
Der historische Witz	61
Der politische Witz	79
Der närrische Witz	89
Der philosophische Witz	102
Der geistliche Witz	110
Der ironische Witz	121
Der überhebliche Witz	133
Der gewagte Witz	146
Der verhunzte Witz	158
Der importierte Witz	167
Der gestohlene Witz	175
Nachwort	185

© Greven Verlag Köln GmbH 2011
Lektorat: Martin Mölder, Erfstadt
Gestaltung: Thomas Neuhaus, Billerbeck
Satz: Thomas Volmert, Köln
Gesetzt aus der Adobe Garamond
Druck und Bindung: Clausen und Bosse, Leck
Alle Rechte vorbehalten.
ISBN 978-3-7743-0478-9

Detaillierte Informationen über alle unsere Bücher finden Sie unter:
www.Greven-Verlag.de

Ein Witz, den man lange erklären muss, ist keiner mehr! Das hat mir vor Jahren ein echter Kölner erklärt, als ich ehrlich bekennen musste, dass ich als imitierter Kölner einen Witz nicht richtig verstanden hatte. Nach fünfzig Jahren im Pointenregen verstehe ich jetzt die meisten Witze, kenne wahrscheinlich sogar mehr als manche anderen und lache deshalb auch schon einmal vor dem Tusch.

Aber warum die Kölner bestimmte Witze besonders einvernehmlich belachen und andere eher befremdlich finden, das blieb mir bis zuletzt rätselhaft. Und so schien es mir an der Zeit, nicht etwa den Kölnern ihre eigenen Witze zu erklären, sondern für mich eine Erklärung zu suchen, weshalb der Kölner für echt Kölner Witze nicht erst noch eigens eine Erklärung braucht.

Die Auswahl der Witze, die bei diesem Klärungsversuch als Beispiele dienen, ist subjektiv und gehorcht einer Regel: Sie sind mir, zum Teil bereits vor meiner Ankunft in Köln, aus Kölner Mund zu Ohren gekommen, oder ich habe sie aus authentischen Kölner Quellen zitiert gehört. Ich gebe sie, wenn nicht mit meinen Worten, so jedenfalls in der Fassung wieder, wie sie mir jetzt noch erinnerlich sind.

Mir ging es darum, dem geheimnisvollen Lachpotential auf die Schliche zu kommen, das noch in den dümmsten Kalauern steckt und sich aus Urquellen speisen muss, von denen sich ein Imi nichts träumen lässt. Vor allem brannte ich darauf zu ergründen, welchen rätselhaften Charakter-Mix aus Naivität und Schlitzohrigkeit, aus Gutmütigkeit und Verschlagenheit zwei solche Typen wie Tünnes und Schäl verkörpern müssen, um die beiden Identifikationsfiguren für die Kölner zu werden.

Sind die Kölner verkappte Scherz-Extremisten, die Witzanschläge auf das Establishment proben? Sind sie verschlagene Satire-Anarchisten, die die Festordnungen zerstören wollen? Sind sie heimliche Ironie-Liebhaber, die lieber leise lachen, statt laut zu schreien? Oder sind sie schlicht die natürlichen Feinde jeder Amts-, Befehls- und Bedeutungshuberei?

Bei aller respektlosen Distanz zur Obrigkeit – behält der Kölner zugleich nicht auch gern den gehörigen Draht nach oben? Steckt im Humor der Kölner – immer in Balance mit sich selber da unten und dem da droben – nicht in Wahrheit eine tiefe Philosophie, der kölsche Dualismus? Hatte nicht ein rheinischer Professor, Heinrich Lützeler, bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts diesbezüglich Licht in ihre humoristischen Daseinsäußerungen gebracht? Und vollführt nicht fünfzig Jahre später ein leibhaftiger Diakon namens Willibert Pauels bei jedem seiner Auftritte als Bergischer Jung genau denselben Spagat zwischen erschütterndem Realitätssinn (vulgo: Et es, wie et es!) und unerschütterlichem Wunderglauben (vulgo: Et hät noch immer jot jejeange!).

Keine Bange! So ernst, wie die Fragen jetzt klingen, sind die Antworten in dem Buch nicht zu nehmen. Sie mögen in einigen Fällen klären, an welcher Barttracht man ihn erkennt, den

Kölner Witz. Wenn es den überhaupt gibt. Denn in wieder anderen Fällen machen Witze in Köln nur Station auf der Walz, bevor sie ihren Bärten nach weiter wandern. Doch warum sollten diese nicht wie jene auf Zeit dort zu Hause sein, wo so viele Menschen über sie lachen? Sollen wieder andere darüber ruhig ihre Witze machen!

Köln, im Februar 2011

Der Urlauber-Witz

Niemals geht man so ganz. Die grandiose Volksschauspielerin Trude Herr ist, nicht zuletzt dank dieser Liedzeile, bis auf den heutigen Tag im Herzen der Kölner geblieben, vor denen sie vorher schon einmal bis zu den Beduinen nach Timbuktu geflohen war. Die Domstadt lässt so rasch keinen davonkommen, wo immer auf der Welt er glaubt, sich von deren übrigen Bewohnern erholen zu können. Man möge es mir nachsehen, wenn ich hierbei keinen großen Unterschied zwischen berühmten Auswanderern wie Jacques Offenbach, bekannten Aussteigern wie Trude Herr und einfachen Urlaubern wie dem Tünnes mache. Überall auf der Welt „süht hä der Dom su för sich stonn“, dass er am liebsten gleich wieder „zo Foß noch Kölle jonn“ möchte. Und selten bleibt er mit diesem Wunsch lang allein, bis sich andere Kölner mit ihm in dem Schwur vereinen, den Dom in Kölle zu lassen, wo er hingehört. Trotzdem oder gerade deshalb treibt der Eskapismus des Kölners die seltsamsten Blüten:

Tünnes geht in ein Reisebüro und sagt: „Eh dat ich Ihnen ming Reisewünsche verrode, Frolleinchen, sagen Se mer bitte offen un ehrlich: Wo sinn dies Johr de andere?“

Wenn Kölner sich anderswo begegnen, läuft das für gewöhnlich zunächst noch ganz anders. Da ist die Begrüßung gemeinhin so herzlich und die Freude so groß, dass es kaum je ohne lautes Gehupe abgeht oder lautstarkes Halli und Hallo. Die meisten begegnen sich dort inzwischen sowieso häufiger als daheim. Viele haben mittlerweile, teils aus klimatischen, teils aus Kostengründen, die ganze Rheinromantik abgeschrieben. Sie sind voll der Romantik des Südens erlegen. Darum sind sie am Rhein, so schön er auch sein mag, kaum mehr zu finden.

„Süht mer dich och noch ens!“ ruft der Tünnes mit ungeheuchelter Verwunderung, als er mitten auf dem Neumarkt seinen alten Freund Schäl entdeckt. Er hat ihn eine Ewigkeit nicht mehr gesehen, und nicht nur ihn. Es sind viele weg.

„Mensch, Tünnes, bes do et?“ wundert sich auch der Schäl.

„Dat mer zwei uns he treffe!“

Der Tünnes strahlt. „Es dat nit ene schöne Zofall!“

„Un wat für ne Zofall. Ich ben doch kaum mih do!“

„Un wo jöcks do jetz eröm?“ fragt der Tünnes und mustert den Schäl genauer. In alten Kneipentagen war er ihm immer als der deutscheste von allen erschienen, blond, blass, sommersprossig. Jetzt sieht er beinahe südländisch aus.

„Ibiza. Traumhaft, sagen ich dir!“

Der Tünnes nickt, als hätte er die Antwort bereits voraus gewusst. Schäl ist nicht der einzige aus seinem Set, der Ibiza traumhaft findet. „Met dem Moni?“ fragte er.

„Nä, mer zwei sin usenander. Et Moni es ald lang op Mallorca.“

„Allein?“
 „Weiß ich nit, jeit mich och nix mih an. Jedenfalls es et nit do, wo die Touristen sind. Wo die nit sin, es Mallorca immer noch ...“
 „Traumhaft, ich weiß et. Vum Alexander. D'r Alex es doch ald lang op Mallorca.“
 „Dä wor do! Dä baut jetz op Lanzerote. Jenau jesaat baut hä dat Hus vun dem Pia us.“
 „Von welchem Pia?“
 „Dat Pia musste doch noch kenne, Tünnes, dat jetz no Portugal jejange es!“
 „Wat well dat dann en Portugal?“
 „Esch ens Portujiesisch liere, sät et. Dat einzige, wat it an Portugal stört, es, dat mer do unge nor Portujiesisch sprich.“
 „Dat stell' ich mer schwer vör. Ich kenn Lückcher, die han et he schon mit dem Kölsch nit hinjekräje.“
 „Et Pia hät Fründe, die dolmetschen, Lutz und Gabi. Erinnerste dich an Lutz und Gabi?“
 „Wollten die nit fröher immer en de Toskana?“
 „Tja, fröher ...“ Der Schäl seufzt. „Wat mät übrijens unse Stammesch?“
 „Jar nix mih. Se sin jo all fott. Der Weet vun domols ...“
 „Dä able Charley!“
 „Charley es op Korsika.“
 „Sach bloß! Hät hä dann jet Neues do?“
 „Kneip' weiß ich nit. It heiß Susi, wat ich su höre. Ävver vill kriejen ich jo och nit mih met.“
 „Wieso dann nit, Tünnes, wo beste dann jetz?“
 „Em Berjische – der Ort weeste kaum kenne.“
 „Du Snob!“

„Wiesu Snob? Keine Stadtlärm mih. Keine Touristerummel. Em Sommer es dat ideal.“
 „Jot – ävver wat mähste, wann der Winter kütt?“
 „Dann ben ich suwiesu an der Riviera.“

Man weiß ja nie, inwieweit man selbst zum Trendsetter wird, indem man an Orte fährt, an denen tatsächlich noch niemand aus dem Bekanntenkreis war. Tatsache ist, dass solche Reisen immer bequemer werden, solche Orte aber immer rarer, wenn es nicht gerade Trudes Beduinzelt sein soll. Als meine Mutter als junges Bankfräulein eine Stellung im Allgäu antrat, musste sie dort noch eine Menge Witzeleien über sich ergehen lassen. Ihr Glück war, dass sie damals noch kaum jemanden von den dortigen Witzbolden richtig verstand. Immerhin muss mein Vater es dann verstanden haben, sich ihr auf irgendeinem Weg verständlich zu machen. Begriffen hat sie die Einheimischen wohl ihr Lebtage nicht ganz. Zwanzig Ehejahre lang war meine Mutter im Allgäu. Zwanzig Jahre war Marco Polo in China. Wahrscheinlich erschien ihr damals das Allgäu von Köln noch genauso weit entfernt wie ihm Peking von Venedig. Als sie danach wieder an den Rhein zurückkam, stieß sie wie jener auf Unglauben mit ihren Reiseberichten und Skepsis gegenüber dem, was sie an Spätzlerezepten mitbrachte.

Die Reisemöglichkeiten der Kölner waren damals bescheiden. Sie besuchten die Ahr, wo es zum Spätburgunder in den Weinkeller hinunter-, oder führen nach Königswinter, wo es mit dem Esel zum Drachenfels hinaufging. Die weniger Betuchten wurden im Bergischen Land mit der nachmalig zu einem festen Begriff gewordenen Kaffeetafel abgespeist. Mein Großvater, der aus Ahrweiler stammte, hat mir für spätere Ausflüge zweierlei mit

auf den Weg gegeben. Das eine ist ein Zungenbrecher (und zugleich eine Warnung vor dem Ahrburgunder, der eine schwere Zunge machen kann):

Wer an der Ahr war und weiß, dass er an der Ahr war, der war nicht an der Ahr. Aber wer an der Ahr war und nicht weiß, dass er an der Ahr war, der war an der Ahr.

Als Soldat war der Opa in Andernach. Von dort hat er das andere Histörchen vom Rhein mitgebracht, das er danach immer wieder erzählte und auf das der Enkel besonders scharf war, nicht zuletzt wegen der Pfefferminzchen.

Der Tünnes war auf dem Drachenfels und schimpft: „Nä, wat wor dat ne sture Esel!“

„Wer?“ fragt ihn erstaunt der Schäl!

„Der Esel nom Drachenfels, du Doof! Jot, dat ich Pfefferminzcher bei mer hatt!“

„För wat bruchs do dann om Drachenfels Pfefferminzcher? Do jitt et doch Wing!“

„Do moots de eesch ens drankumme, wo der Esel doch nit mih wigger jing!“

„Woröm jing dä dann nit mih wigger?“

„Wat weiß ich. Vielleicht wollt hä och ens e Pfefferminzche han!“

„Un – häste et im jejovve?“

„Ja jo dat, ich han em eins eren jedaut!“

„In de Mul?“

„Enä, Schäl, janz em Jäjendeil. Un do kunnt der Esel op einmol laufe!“

Ich weiß nicht, wie viele Venezianer inzwischen Jahr für Jahr China bereisen. Jedenfalls ist meine Allgäuer Heimat, sind vor allem Orte wie Oberstdorf und Oberstaufen, touristisch fest in den Händen der Kölner. Ohne jede böse Absicht verderben sie die Essensitten, indem sie Spätzle verschmähen und auf Pommes pochen. Und sie verfremden die Grußgewohnheiten; ihr Tschüss hat selbst unter Einheimischen inzwischen das Pfueti fast ganz verdrängt. Die nachfolgende Geschichte klingt danach gar nicht mehr so unwahrscheinlich.

Der kleine Anton tut sich in der Schule mit dem Deutschen schwer. Kein Wunder, denn bei ihm zu Hause und unter seinen Spielkameraden wird nur Kölsch gesprochen. Die Eltern sind in Sorge wegen der Zensuren und beschließen daher, den Jungen während der Sommerferien aufs Land zu schicken, ins Hannoversche, wo man angeblich das allerreinste Hochdeutsch spricht. Nach drei Wochen schickt die Mutter den Vater nachsehen, ob Anton inzwischen Fortschritte gemacht hat. Der kommt wieder und berichtet: „Dem Jung jeit et jot.“ „Un“, fragt die Mutter, „hät hä och ald Erfolg jehatt?“ „Ja jo dat! Et janze Dörp sprich Kölsch!“

Wenn man erwachsene Kölner reden hört, scheinen sie das ausschließlich zu tun, um die Zeit von einem Urlaub bis zum nächsten zu überbrücken. Und als Heimkehrer von der Urlaubsfront hört man sie dann das eine übers andere Mal nur schwärmen. Allerdings wären sie keine Kölner, wenn da nicht ihr „Ävver“ wäre. Sie sind begeistert, ävver mit Vorbehalt. Sie halten sich bis vor die Himmeltür immer ein Türchen zum Reklamieren offen.